

# Die grüne Frau

Ein Roman

von

Fee-Christine AKS

Leseprobe

Copyright © 2012 Fee-Christine AKS

All rights reserved.

ISBN: 147927352X

ISBN-13: 978-1479273522

## Prolog

### **Vor der Bucht von Cagliari, 1798.**

*Ein greller Blitz zerteilte den Himmel. Unmittelbar danach krachte der Donner, gefolgt von zwei weiteren Blitzen, die für einige Sekunden die Nacht erhellten. Donnerschläge wie Kanonenschüsse. Heulender Wind und prasselnder Regen, der wie Schrot aufs Deck der kleinen Schonerrigg schlug.*

*Bereits seit über einer halben Stunde rollte die **Lady Anne** ächzend von einer Seite zur anderen und wieder zurück. Das Tauwerk und die Masten knarrten und stöhnten in den heftigen Sturmböen, die wie nasskalte Hände von Riesen nach allem griffen, was sie an Deck finden konnten. Kein Sturmreff hatte diesem Unwetter widerstehen können. Die Segel des Großmastes hingen schon gespenstisch weiß in Fetzen von den Rahen. Lange würde das Schiff dem Unwetter nicht mehr trotzen können.*

*John Mackenzie zog den Mantel enger um sich und verstärkte seinen Griff um das Geländer des Treppenaufgangs. Diese gottverdammte Hundewache. Er war todmüde. Aber an Schlaf war nicht zu denken; er war ein englischer Seemann und musste seine Pflicht tun. Auch wenn es nicht mehr viel gab, das noch für das Schiff getan werden konnte. Zwar hatten sie rechtzeitig gerefft, aber außer den Toppsegeln des Besanmastes hatten sie dennoch kein Stückchen Segeltuch retten können. Der Sturm schien mit jedem Glasenschlag stärker geworden zu sein. Wahre Sturzbäche von Regenwasser strömten hinunter ins Unterdeck und schwappten zwischen den Geschützen hin und her. Die verstärkten Klappen über dem Laderaum hielten geradeso eben dem nun einsetzenden Hagel stand, der wie eine Salve Gewehrkerne nach der anderen auf John, die beiden wachhabenden Offiziere und Talbot, den zweiten Offizier am Steuerrad, herabschoss.*

*Der Bootsmann Al Dawson stand unter dem Vorsprung des Achterdecks und hielt sich mit einer Hand an der neunstufigen Treppe fest, die zum Steuerrad hinaufführte. In der anderen Hand hielt er den grün gestrichenen Arm der Galionsfigur, den John ihm vor einem Tag gegeben hatte. Als neuer Knotenstock würde das abgebrochene Stück Eichenholz einer neuen Aufgabe zugeteilt werden.*

*Anders als der detailliert gearbeitete Körper der Frau im grünen Kleid, die am Bug des Handelsschiffes schon seit beinahe sieben Jahren Wind und Wetter getrotzt hatte. Auch wenn es John geschmerzt hatte, den gut gearbeiteten Arm wegzugeben – selbst für eine Extraportion Rum. Aber Dawson hatte nicht locker gelassen; er hatte den Gerüchten Glauben geschenkt.*

*John warf einen besorgten Blick über das Vorschiff, das sich bei jeder schäumenden Woge aufbäumte und dann wieder im Wellental versank. Hoffentlich hielt der neue rechte Arm mit der Rose, die John vor wenigen Wochen im Hafen von Jaffa blutrot angemalt hatte. Nicht nur das Schicksal des Schiffes und der gesamten achtzigköpfigen Mannschaft stand auf dem Spiel, wenn die schöne Frau sich in ihre Bestandteile auflöste.*

*Johns Herz klopfte bis zum Hals, als er daran dachte, dass nur er wusste, wie wichtig der geheimnisvolle Glücksbringer für ihn und das Gelingen seines Planes war.*

*Ein lautes Krachen, gefolgt von einem Reißen und dann dem Bersten von Holz zog Johns Aufmerksamkeit auf sich. Dann polterte mittschiffs etwas auf das Deck. John sah einen runden Gegenstand durch ein Loch in den Planken verschwinden. Eine Kanonenkugel.*

*Mit einem Mal brach unter den beiden wachhabenden Offizieren Hektik aus. Sie gestikulierten und ruderten mit den Armen, während Al Dawson unter dem schützenden Überhang des Achterdecks hervorsprang, die neun Stufen zu Talbot hinaufstürmte, „alle Mann an Deck!“ brüllte und wie wild am Schlegel der Schiffsglocke zu reißen*

*begann. Der helle, scheppernde Ton schnitt durch das Tosen des Windes und wurde nur kurz vom Dröhnen des Donners überlagert.*

*Sofort war unter Deck das Getrappel vieler Füße zu vernehmen, das durch den Aufgang zu John heraufklang. Nur Sekunden später erschien der erste Kopf mit Matrosenpferdeschwanz auf dem Gang zu den Unterkünften der Mannschaft.*

*„Alle Mann auf Gefechtsstation!“ brüllte Dawson gegen das Heulen des Sturms an.*

*Je zwei Mann nahmen Position bei den insgesamt vierundzwanzig Achtzehnpfündern ein und stießen die Stückpforten auf. Dann sahen sie abwartend zu den beiden wachhabenden Offizieren hinauf. Diese starrten angestrengt nach Steuerbord in die Sturmnacht hinaus.*

*Auch John blickte starr hinaus in die Dunkelheit, mit beinahe ebenso laut klopfendem Herzen wie bei ihrer Abfahrt, als er sicher war, jeden Moment von einem der Häscher ergriffen zu werden. Den grimmigen Männern mit den Krummsäbeln, die schon James und seine Gefährten verfolgt hatten.*

*Einer der beiden Offiziere brüllte etwas, das John nicht ganz verstand. Er konnte sich aber denken, wer sie hier südöstlich von Sardinien unter Beschuss genommen hatte. Die Flotte der Königsmörder hatte sie entdeckt.*

*John sah, wie sich Talbot am Steuerrad gegen die Sturmböen stemmte und gleichzeitig versuchte, das schlingernde Schiff einigermaßen stabil zu halten.*

*Das Bersten einer weiteren Rahe am Vormast schleuderte handgroße Splitter auf das Deck hinab. Mit einem scharfen Sirren fuhr ein beinahe kopfgroßer Holzgegenstand hernieder, eine Talje mit gerissenen Seilenden, der John nur durch einen geistesgegenwärtigen Sprung nach mittschiffs entgehen konnte. Gleich darauf zersplitterten die Stufen des Treppenaufgangs – genau dort, wo er noch vor wenigen Sekunden gestanden hatte.*

„Report, Mister Dawson!“ drang die scharfe Stimme Kapitän Porters an Johns Ohr. Der kleine Mann hatte die Tür zur Heckkajüte aufgerissen und war mit drei großen Sätzen an der steuerbordseitigen Treppe zum Achterdeck. Dawson gestikulierte und brachte den Kapitän schnell ins Bild.

Sein „Feuer frei!“-Ruf ging in einem erneuten Krachen unter, das die Bordwand an Steuerbord bersten ließ. Genau dort, wo die Treppe zum Achterdeck hinaufführte. Der Kapitän war verschwunden, begraben unter den Trümmern.

Gegen den Sturm ankämpfend arbeitete sich Dawson zu Talbot hinüber, um ihm beim Halten des Steuerrades zu helfen. Doch er kam nicht mehr dazu. Eine gewaltige Woge schleuderte den Schiffsrumpf hoch auf die Backbordseite.

Sechs der bronzenen Geschütze rissen sich aus den Haltetauen und brachen mitsamt den schweren Lafetten aus Eichenholz durch die zersplitternde Bordwand. John sah, wie acht Matrosen mit in die Tiefe gerissen wurden.

Ein kurzes Aufleuchten in einiger Entfernung, kaum erkennbar in der stürmischen Nacht, wurde gefolgt von einem weiteren ohrenbetäubenden Krachen.

Mit einem gewaltigen Stöhnen bäumte sich die **Lady Anne** auf und legte sich hart auf die Steuerbordseite. Schäumende Gischt schlug wie eine riesige Flutwelle über das Deck herein und wischte John von den glitschigen Decksplanken. In letzter Sekunde klammerte er sich an das Geländer des Treppenaufgangs und zog sich wieder auf die Füße.

Er musste jetzt einen klaren Kopf behalten. Er durfte nicht aufgeben. Sein Glück lag in diesem Schiff und er würde es nicht aufgeben. Dafür hatte er zu viel riskiert.

Wie wild gewordene Kutschpferde jagten die Erinnerungen durch seinen Kopf: Seine Entscheidung, zur See zu fahren, hatte er nie bereut. Auch wenn er seine Vaterstadt Huntingdon gern unter anderen Um-

*ständen verlassen hätte. Bei Lloyd & Sons hatte er alles gelernt, was er als Zimmerergeselle brauchte.*

*Eine Zukunft hätte er in der Provinz allerdings niemals gehabt, selbst wenn er sich nicht den Hass von Melissas Brüdern zugezogen hätte. Vielleicht hatten sie sich inzwischen beruhigt, immerhin war es mehr als drei Jahre her, dass er der Grafschaft den Rücken gekehrt hatte.*

*Aber was ihm weitaus mehr Sorgen bereitete, war das Versprechen, das er Pamelas Bruder gegeben hatte. James Morton hatte ihm geschworen, dass er Pamela zur Frau haben sollte, wenn er den kleinen Beutel aus Segeltuch unentdeckt nach England bringen würde. Was aber hatte er davon, wenn sie nun hier irgendwo zwischen Sizilien und Sardinien von den Froschfressern versenkt wurden?*

*John hörte Talbot aufschreien. Einen Moment später brach das Achterdeck. Der zweite Offizier klammerte sich wie eine Ratte ans Holz und ging mit dem Steuerrad über Bord.*

*John sah nicht mehr, wie der Neunzehnjährige verschwand. Eine gewaltige Erschütterung brachte ihn aus dem Gleichgewicht und spülte ihn mit der nächsten Welle durch ein klaffendes Einschussloch hinaus aus dem sterbenden Schiffskörper.*

*Sein letzter Gedanke galt der geheimnisvollen Frau, an der sein Glück hing. Er hatte sie nicht ausreichend schützen können. Schon bald würden sie beide auf dem Grund des Meeres ihr ewiges Grab finden. Ein letztes Aufblitzen von Kanonenfeuer zerriss die Sturmnacht. Dann schwanden John die Sinne.*

## Das Knochenschiff

**Hamburg, im November 2009.**

„Da bist du sprachlos, nicht wahr?“

Wilfried Schnitzler sieht seine gute Freundin und Kollegin Bettina Maier schmunzelnd an. Die 52-Jährige fährt sich geistesabwesend durch die graumelierten kurzen Haare. Ihre blauen Augen leuchten vor Begeisterung und Vorfreude. Mit leicht zitternden Fingern greift sie in den großen, am Boden verstärkten Umzugskarton und zieht den kleineren Pappkarton heraus, fünfzig mal vierzig mal sechzig Zentimeter.

Mit einem leisen Lächeln stellt sie den Karton zwischen die kleinen Schachteln mit Modellschiffen und die Berge von Archivfotos, die Willy in den letzten Monaten von jedem einzelnen Miniatur-Kriegsschiff gemacht hat. Jetzt schiebt seine Vorgesetzte die Bilder zu einem unordentlichen Haufen zusammen, zieht langsam den Kartondeckel hoch und tastet sich mit vor Aufregung zitternden Fingern durch die Holzwole. Dann hebt sie vorsichtig den darin vergrabenen Gegenstand ans helle Licht der Halogenlampen.

„Ich glaub es ja nicht!“

Beinah ehrfürchtig dreht Betti den ebenholzfarbenen Sockel hin und her. Mit spitzen Fingern zupft sie Holzwole aus der Takelage. Bleich schimmert das Deck eines kleinen Schiffsmodells vor ihren Augen. Die Detailtreue der Aufbauten und besonders des Achterdecks lassen sie fasziniert jeden Zentimeter mit leuchtenden Augen abtasten. Dann entfährt ihr ein zufriedener und glücklicher Seufzer.

„Warte nur ab, bis der alte Herr mitbekommt, was wir mit dieser Schenkung außer den Bildern noch erhalten haben“, grinst sie verhalten. „Aber bei ihm würde dieses Schmuckstück völlig untergehen. Bei

uns kommt es sicherlich gut zur Geltung. Wenn wir es identifiziert, katalogisiert und gereinigt haben.“

Willy nickt und erlaubt sich ebenfalls ein leises Grinsen. Er freut sich bereits darauf, die nächsten Tage in Gesellschaft dieses kleinen Schiffes zu verbringen. Vorsichtig übergibt Betti ihm das Modell, das er nun ebenfalls eine Zeitlang unter der Halogenlampe hin und her dreht. Der dunkle Sockel ist leicht klebrig, so als ob jemand nach dem Verspeisen eines Franzbrötchens vergessen hat, sich die Finger zu waschen.

Auch die Bordwand mit den winzigen schwarzen Nägeln ist etwas schmierig, sodass einige Streifen Holzwolle und so etwas wie alter Dreck das Knochenweiß überdecken.

Vorsichtig reibt Willy mit dem Daumen über die Schmuckblende am Heck. Darunter ist mit verblichener dunkler Farbe in schön geschwungener Schrift ein Name zu lesen:

*Persephone*

Ehrfürchtig und behutsam dreht er das kleine Schiff unter der Lampe, um es von allen Seiten zu betrachten. Ein selten schönes Exemplar. Noch schöner, wenn es erst gesäubert und katalogisiert ist.

\*\*\*\*\*

Nach dem dritten Klingeln wird abgehoben. Eine männliche Stimme meldet sich, ziemlich außer Atem, auf Englisch: „Sawyer hier. Entschuldigen Sie, nur eine Sekunde.“

Willy schmunzelt.

Wahrscheinlich balanciert sein Schwiegersohn Peter gerade eine Gardinenstange oder ein Regalbrett durch die neue Wohnung, die er in Miris Auftrag möbliert.

Willy hat bereits einige Bilder per Email erhalten, die ein schönes Vier-Zimmer-Appartement in einem der angesagten Londoner Stadt-

teile zeigen – inklusive Parkettboden, Altbaudecken und zwei Meter hohen Fenstern mit Blick auf die Blackfriars Bridge, das Victoria Embankment und den Stadtteil Temple.

Mit der Tube, der U-Bahn von London, sind es ab *Blackfriars Bridge* über *Leicester Square* und *Tottenham Court Road* nur knapp zwanzig Minuten bis zum British Museum.

Dort forscht Miri zweimal die Woche im Archiv und beaufsichtigt im Auftrag des National Maritime Museum das Digitalisieren alter englischer Seekarten und Besatzungslisten der Royal Navy.

An den anderen drei Tagen fährt sie zwei Stationen weiter zur University of Westminster, wo man ihr vor anderthalb Jahren eine halbe Stelle am historischen Seminar gegeben hat. Als promovierte Historikerin ist es auch in England nicht besonders leicht, einen gut bezahlten Job zu bekommen. Da kommen die zusätzlichen Fachvorträge gerade recht, die sie ab und zu vor zahlendem Publikum hält.

Willy ist froh, dass seine Tochter nach dem Studium in Cambridge die Chance genutzt und die beiden Praktika angenommen hat, im British Museum und in der National Gallery. Viel verdient hat sie zu Anfang nicht, aber zum Glück hat es immer gereicht. Vor allem weil Peter so tüchtig ist und gut für Miri sorgt. Dank einer kleinen Erbschaft hat er nun sogar die neue Wohnung anzahlen können.

Peter muss seit dem Umzug vor anderthalb Monaten nur zwei anstatt acht Stationen mit der Circle oder District Line fahren; seine Agentur *AdvEx maritime* für sportliche Abenteuerreisen liegt direkt am Embankment.

Willy begreift bis heute nicht, dass man damit Geld verdienen kann, für andere Leute exklusive Segeltörns und Tauchreisen zu planen. Aber mithilfe von Peters bestem Freund und Studienkollegen Raymond Philips laufen die Geschäfte sehr gut an.

Das erste Geschäftsjahr haben die beiden Jungunternehmer immerhin mit schwarzen Zahlen abschließen können. Und auch dieses Jahr ist bisher vielversprechend gelaufen.

„Entschuldigung, danke für Ihre Geduld“, hört Willy die Stimme seines Schwiegersohns, immer noch ziemlich außer Atem, aus dem tragbaren Telefon.

„Hier ist Willy“, antwortet Willy auf Englisch. „Wie geht es mit dem Bauen?“

„Ah, Willy“, ruft Peter lachend und wechselt in sein akzentgeprägtes Small-Talk-Deutsch: „Bauen ist gut. Sehr gut. Sehr weit fertig. Du willst sprechen mit Miri, ja?“

Willy nickt ins Telefon und bejaht.

Peter erklärt etwas umständlich und in zwei Sprachen, dass seine Frau derzeit noch mit ihrer Kollegin Rachel aus dem British Museum bei einem Antiquitätenhändler in Hampstead eine Kommode unter die Lupe nimmt. Angeblich stammt sie aus dem Jahr 1812 und wäre damit ideal für das neue Wohnzimmer. Allerdings sind Peter am Vortag beim ersten Besuch einige Details aufgefallen, die auf eine Fälschung hindeuten.

„Bevor wir kaufen, wir prüfen. Rachel prüft“, erklärt Peter.

Willy stimmt zu. Rachel ist immerhin promovierte Kunsthistorikerin und im Labor des British Museum für die Überprüfung von Kunstobjekten zuständig. Außerdem ist sie eine europaweit anerkannte Expertin für englische Silberarbeiten und nebenbei Hobbyfachfrau für Möbel der napoleonischen Ära.

„Soll Miri anrufen bei dir? Wenn sie zurück ist?“

Willy bittet darum und beruhigt seinen Schwiegersohn dann, der sich besorgt und vorsichtig nach Gabis Zustand erkundigt.

„Das Ergebnis der Untersuchung erhalten wir in den nächsten Tagen. Der Arzt sagte aber, dass es wohl nicht so schlimm sein wird. Ihr geht es auch schon wieder besser. Die Rückenschmerzen sind weg. Ihr

Magen ist immer noch ein bisschen launisch, aber das wird schon. Das kannst du Miri gern sagen, damit sie sich keine Sorgen macht.“

Peter verspricht es, verabschiedet sich und legt auf.

Erst als er das Tuten in der Leitung hört, stellt Willy fest, dass er seinem Schwiegersohn gar nicht gesagt hat, warum er Miri sprechen wollte. Nun, er wird sie einfach überraschen und ihr Wissen testen. Immerhin hat sie über die englische Kriegsmarine zurzeit von Lord Nelson promoviert.

\*\*\*\*\*

„*Persephone*? Bist du dir sicher?“

Miri klingt leicht irritiert.

Willy kann beinahe sehen, wie sie jetzt ihre spitze Nase kräuselt und sich mit der freien Hand eine rotblonde Haarsträhne hinters Ohr streicht. Vermutlich fixieren ihre grünen Augen über den Bildschirm ihres Netbooks hinweg die deckenhohe Regalwand in ihrem Arbeitszimmer, dem kleinen Zimmer neben dem Schlafzimmer mit nur einem schmalen Fenster zur Straßenseite. Dort reihen sich riesige Bildbände zu Marineuniformen, Schiffstypen und maritimen Gemälden neben Unmengen von dicken Wälzern über Militärgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sowie diversen Biografien über Nelson, Napoleon und den französischen Marineadmiral Villeneuve. Letztere hat Willy mehrere Monate suchen müssen, bevor Gabi und er das Achthundertseitenwerk als Ostergeschenk nach London – damals noch Notting Hill – geschickt haben.

„Ja, ganz sicher. Da steht *Persephone*. Auf dem Foto sieht man es leider nicht allzu gut.“

„Da hinten am Heck? Ach so, das soll der Name sein. Ich dachte, das wäre Verzierung...“

Willy hört, wie Miri in einem Buch blättert.

„Griechische Mythologie... ja, würde zwar passen... *Agamemnon, Theseus, Minotaur, Polyphemus, Ajax, Achille, Medusa*... Hm... oder hier...“

Gespannt hält Willy den Atem an. Für einige Minuten hört er nur das Blättern von Buchseiten, dann das Klicken der Tastatur mit heftigem Anschlag von Leertaste und Enter. Schließlich räuspert sich Miri.

„Tja, da muss ich dich leider enttäuschen, Dad.“

Miris Stimme klingt mit einem Mal matt und kein bisschen so aufgeregt wie zu Beginn des Gesprächs. „Es gibt im ganzen achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert kein Schiff der britischen oder der französischen Marine, das so heißt; weder militärisch noch zivil. Auch bei den Amerikanern nicht. Sorry.“

„Wir lassen das Modell nächste Woche von einem Fachmann untersuchen“, erwidert Willy. Auch er ist nun sehr enttäuscht.

Es hätte so schön sein können. Nun handelt es sich leider doch nur um einen fiktiven Nachbau oder, weitaus schlimmer, um eine – zugegebenermaßen: gut gemachte – Fälschung.

„Okay, erzähl mir dann, was ihr herausgefunden habt“, bittet Miri. Sie scheint nun geistesabwesend an einer Haarsträhne zu kauen.

Willy muss schmunzeln. Das hat sie schon als Kleinkind getan, wenn sie angestrengt überlegt hat. Er verspricht, sie sofort anzurufen.

„Persephone...“, murmelt Miri und hackt wieder in die Tastatur.

„Hm, hm, hm... Ah, hier. Ich schicke es dir.“

Wenige Augenblicke später blinkt ein Briefsymbol auf Willys Bildschirm auf. Eine Frauenstimme teilt ihm mit, dass er Post hat. Miri hat unkommentiert eine kurze Liste von Informationen geschickt:

***Persephone*** (griechisch *Περσεφόνη*) bezeichnet:

- in der griechischen Mythologie eine Fruchtbarkeitsgöttin und Göttin der Unterwelt, siehe [Persephone \(Mythologie\)](#)
- in der griechischen Mythologie Gemahlin des Iasios und Tochter des Minyas, siehe [Persephone \(Tochter des Minyas\)](#)

- in der römischen Tradition die [Proserpina](#)
- ein Hauptgürtel-Asteroid, siehe [\(399\) Persephone](#)
- eine Dramenfigur eines Theaterstücks von [Paul Gurk](#), siehe [Persephone \(Gurk\)](#)
- [Perséphone](#), ein Melodrama von [Igor Strawinsky](#) in 3 Szenen von [André Gide](#), für Sprecher, Tenor, 4stimmigen Chor und Orchester (1934)

Während Willy noch liest, geht eine zweite Email ein. Dieses Mal hat Miri zwei Links geschickt: [Persephone \(Mythologie\)](#) und den Link zu einer Website, auf der alle britischen Marineschiffe zwischen 1587 und 1945 verzeichnet sind.

„Ich werde auf jeden Fall nächste Woche mal mit Gary sprechen“, fährt Miri fort. „Da bin ich sowieso wegen des Vortrags in Greenwich. Vielleicht hat er noch eine gute Idee. Möglicherweise wurde ein Schiff namens Persephone mal gebaut, aber nie vom Stapel gelassen. Etwa so wie dieser deutsche Flugzeugträger im Zweiten Weltkrieg.“

„Du meinst die *Graf Zeppelin*“, nickt Willy und klickt das entsprechende digitale Foto in seinem Archivordner „DigiCam“ an.

In der Sammlung, die er vor der Schenkung katalogisiert hat, ist auch ein Modell dieses Schiffes dabei gewesen – von der Firma *Hansa*, da *Wiking* dieses Schiff nicht im Programm geführt hat.

„Sag mal, Dad...“, unterbricht Miris Stimme seine Erinnerung an die kleinen Schiffchen aus Zinkdruckguss. Am Klang merkt er sofort, dass sie nachdenklich und ernst ist. Vermutlich kratzt sie sich unbewusst mit dem rechten Ringfinger unterm linken Ohr, wie sie es immer macht, wenn sie ernsthaft nachdenkt. Oder ein schwieriges Thema ansprechen will.

Er glaubt zu wissen, was sie als nächstes fragen wird. Er ist sich nicht sicher, ob er ihr antworten will, bevor er selbst Bescheid weiß. Vielleicht ist ja alles halb so wild.

„... hat Mom schon das Ergebnis der Untersuchung bekommen?“

Willy schluckt zweimal und atmet tief durch, bevor er antwortet. Die Ungewissheit drückt auf Gabis Laune und ängstigt sie. Auch er fühlt eine gewisse Unruhe, die nur das Ergebnis besänftigen kann. Solange sich Gabis Zustand nicht wieder verschlechtert, muss er warten, ruhig und gefasst. Die Darmspiegelung vor einer Woche hat einen weitaus schrecklicheren Verdacht entfacht als eine unangenehme Entzündung der Bauchspeicheldrüse oder des Blinddarms. Einen Verdacht, den eine CT und ein Kernspin nächste Woche ausräumen sollen. Bisher haben sie sich noch nicht getraut, daran zu denken, was Gabi möglicherweise bald bevor stehen wird.

\*\*\*\*\*

## Die Gefangenen

### **Norman Cross bei Peterborough, im November 1805.**

„Du kannst die Knochen haben.“

John Mackenzie sah auf. Der andere Mann hatte auf Französisch zu ihm gesprochen, dennoch hatte er ihn verstanden.

Jeder sprach sehr deutlich und langsam mit ihm. Und man war freundlich, sogar die Aufpasser behandelten ihn eine Spur netter als die anderen. Und das nicht nur, weil er zu den glücklichen Insassen gehörte, die wegen ihrer besonderen Geschicklichkeit eine Sonderbehandlung erfuhren. Es hatte schon seine Vorteile, dachte John, wenn man für taubstumm gehalten wurde.

Während er die vier halben, bereits fertig ausgekochten und abgeschabten Hammelknochen aus den schmierigen Händen des Mannes nahm und zum Dank flüchtig den Kopf neigte, dachte er angestrengt nach. Gerade noch rechtzeitig war ihm eingefallen, wie sie das Schiff retten konnten. Talbot war einverstanden gewesen.

Aber was hätte der junge Mann auch sonst tun sollen? Seinen Nutzen hatte er in Le Havre verspielt, als er sie auf diese Liste gesetzt hatte. Und sie ihre neue Identität angenommen hatten.

Nur weg, das war die Devise gewesen. Spätestens seit die Nachricht auch die französischen Zeitungen erreicht hatte. Das war einen Tag vor ihrer Ankunft in der Hafenstadt gewesen. Eine Rückkehr nach England war unter diesen Umständen ausgeschlossen. Auch nicht, wenn sein Schiffskamerad der zweite Sohn einer der ältesten Adelsfamilien des Königreichs war.

Weit weg hatten sie fahren wollen, zu den Westindischen Inseln und in die Karibik. Bloß weg von den Kriegshandlungen. Und weg von jedem, der möglicherweise ihrem Geheimnis auf der Spur war.

Da war die Reise mit dem stattlichen Dreimaster des Privateigners gerade recht gekommen. Sie hatten beschlossen, die erste Gelegenheit zur Flucht zu nutzen. Genau wie damals, nachdem die Froschfresser sie in Toulon eingesperrt hatten. Eine seltsame Erinnerung. Sie machte traurig und hoffnungsvoll zugleich.

Damals war alles erstaunlich gut gegangen. Wer hätte auch gedacht, dass die pure Gegenwart des kleinen korsischen Generals eine ganze Stadt in Hysterie versetzen konnte. Und die Gefängniswärter zur Leichtsinnigkeit verleiten konnte. Immerhin war Talbots List mit den falschen Uniformen aufgegangen. Zumindest bis zum Stadttor. Ab da hatte sie das Glück verlassen.

Nachdenklich fing John an, die Hälften der beiden Knochen mit dem säuregetränkten Lappen zu bearbeiten. Alles Fett, alle Reste von Fleisch, Sehnen und Knorpeln sowie das Mark waren schon herunter. Ganz abgetakelt, sozusagen. Als nächstes stand das Bleichen an. Bis nur noch der glatte, weißliche Knochen übrig war.

Bei dieser stinkenden, unangenehmsten Stufe der Verarbeitung war es gut, seine Gedanken woanders zu haben.

Und so kehrten Johns eins um andere Mal zurück zu jenem Augusttag – dem vierzehnten Thermidor, wie man damals in Frankreich sagte. Denselben Tag, an dem die Engländer den Froschfressern in einer Bucht vor Ägypten schwer zusetzten und eine große Seeschlacht gewannen. Dank dieses genialen Konteradmirals an Bord der *Vanguard*. Soviel Erfolg hatte Kapitän Jérôme Savigny in heimischen Gewässern jedoch nicht gehabt, als sie auf dem Rückweg nach Brest von einer Schwadron der Royal Navy unter Führung von Kapitän Collingwood aufgebracht worden waren.

John sah immer noch die großen Umrisse der Fregatten bedrohlich näherkommen. Hörte den ersten Kanonenschuss, gut zehn Yards vor den Bug. Ein Warnschuss. Gefolgt von Signalen.

Unwillkürlich kniff John die Augen zusammen, ganz so, als ob er in der Ferne tatsächlich die SignalfLAGgen der Royal Navy erkennen konnte. Doch dort, in knapp fünf Fuß Entfernung, war nur die kalte, feuchte Wand. Darin die winzige vergitterte Öffnung, durch die im Winter der Schnee wehte und im Sommer kein Lufthauch herein konnte.

„Das Messer“, riss einer der anderen Gefangenen John aus seinen Erinnerungen und wies mit dem Finger darauf. „Darf ich mir das kurz ausleihen?“ Er unterstrich diese Worte mit entsprechenden Gesten, sodass John zustimmend nickte.

Der Mann – einer der Jeans unter den sechs Mann, die mit Talbot und John die Zelle teilten – half beim Zuschneiden der Planken für das Deck und die Bordwand der beiden Modelle. Der kleine Mann aus der Gegend von Quiberon hatte sich als sehr geschickt erwiesen, gleich große und ebene Stücke herzustellen.

Darin war er allen anderen Schnitzern in dieser Zelle überlegen, und John nannte den Bretonen deshalb bei sich Jean Planke.

Ohne diesen Mann mit den geschickten Händen und dem emsigen Arbeitseifer hätte er kein einziges Schiff gebaut. Oder nur weiterhin die Galionsfiguren für Jean de la Porte geschnitzt, der einige Zellen entfernt mit seinen sieben Gehilfen gerade ein Linienschiff zweiten Ranges mit achtundneunzig Geschützen erstellte.

John seufzte und bemühte sich, nicht den schwefligen Geruch einzusatmen, der bei jeder Bewegung vom Lappen aufstieg und ihm in den geschwächten Lungen brannte.

Wohlwollend sah er zu Jean Planke hinüber, der mit dem kleinen Messer einen weiteren abgekochten Hammelknochen sauber in der Mitte gespaltet hatte und nun dabei war, das Mark herauszukratzen. Wie immer, wenn der kleine Mann hochkonzentriert arbeitete, fuhr seine Zungenspitze über die spröden Lippen.

Sehr zufrieden nahm John zur Kenntnis, dass sein geschicktester Mitarbeiter ganz bei der Sache war und selbst bei dieser mühsamen, zeitaufwendigen Arbeit darauf achtete, bestmögliche Qualität abzuliefern.

John seufzte stumm. Sechs Jahre Gefangenschaft. Eine Ewigkeit. Auf den Hulks hätte er niemals so lange überlebt, da war er sich sicher. Was Jean Planke über diese trostlosen, abgetakelten Gefängnisschiffe erzählt hatte, war kaum zu glauben gewesen. Immerhin waren sie hier in England. Hier hielt man etwas auf Anstand und Würde. Jedenfalls war das so gewesen, bevor der Krieg ausgebrochen war.

Aber die orangegelbe Jacke, auf deren Rücken die großen schwarzen Buchstaben **T.O.** – als Kennzeichnung für Sträflinge unter Aufsicht des Transportamtes – prangten, hatte als Beweis gereicht. Der geschickte Schnitzer wusste, wovon er sprach. John hatte über Talbot auch von anderen verlegten Gefangenen ähnliches gehört. Überfüllt, tödlich feucht und voller schrecklicher Krankheiten, von denen Typhus noch die harmloseste war. Schwimmende Gräber.

Mit einem kalten Schaudern zog John die dünne Jacke aus ehemals safrangelbem Stoff enger um seine mageren Schultern, sodass sie das auffällige rote Wams verdeckte. Das zerschlissene Hemd, das er darunter trug, war schmutzig gelbgrau und stank nach Schwefel und dem Ruß der Talglichter, die sie bis vor wenigen Wochen als Beleuchtung ihrer Arbeitsplätze gehabt hatten. Bis ihr Auftraggeber sich auf Talbots Vorschlag hin für eine richtige Lichtquelle eingesetzt hatte. Jetzt hing eine alte Schiffslaterne an einem Haken an der Decke.

Ein heiserer Husten schüttelte John und brachte festen gelblichgrünen Schleim hervor, den er mit einem seiner zerlöchernten Ärmel abwischte.

Jeder Atemzug fiel ihm schwerer als der vorige. Auch die Kopfschmerzen traten immer häufiger auf, egal, ob er beim schwachen Licht der Bordlaterne oder direkt am kleinen Fenster schnitzte.

Immerhin gestattete man ihm hin und wieder einige Vorteile, zum Beispiel die Arbeit in der Sonne draußen im Hof, bewacht von zwei Aufsehern mit modernem Steinschlossgewehr und aufgepflanztem Bajonett. Als ob er es je wagen würde, an Flucht zu denken. Dafür hatte er keine Kraft mehr.

In seiner auffälligen Sträflingskleidung würde man ihn eh schon nach kurzer Zeit wiederfinden. So wie die beiden französischen Matrosen aus dem Nordblock, die vor einer Woche die Flucht gewagt hatten. Jetzt ruhten beide, mit mehreren Bleikugeln im Rücken, sechs Fuß unter der Erde.

John seufzte und schüttelte einen erneuten Hustenreiz ab. Schon bald würde er genauso enden. Das war so sicher wie Englands Vormachtstellung zur See.

\*\*\*\*\*

## Die Krise

### New York City, im Oktober 2008.

Der kleine Mann schließt die dicke, schalldichte Tür hinter sich. Dann macht er ein paar zaghafte Schritte über den federnden Teppich, der jedes Geräusch verschluckt. Es sind drei Meter bis zu seiner Polstergarnitur mit dem dunklen Mahagoni-Tischchen, auf dem eine flache Glasschale mit Schwimmkerzen steht. Das Potpourri, das seine Sekretärin Gina früher immer dort hinein gefüllt hat, ist verschwunden. Verbannt. Seit diese Kopfschmerzen und die Übelkeit anfangen, vor drei Monaten.

Das Summen der Gegensprechanlage ertönt. Ein unerträglicher Ton aus dem Lautsprecher auf dem Schreibtisch, neben dem verchromten Schild, auf dem sein Name steht:

Jeremiah F. Cullingham  
*Director*

Das tiefe Brummen ruft unerbittlich nach einer Antwort.

Jeremiah F. Cullingham seufzt und stöhnt leise auf. Langsam und mühsam schleppt er sich hinüber zum großen dunklen Schreibtisch, dessen Arbeitsplatte aus blank poliertem Ebenholz das Licht der umliegenden Bürohäuser spiegelt.

Aufatmend sinkt er in den großen, gemütlichen Drehsessel. Dann streckt er mit einem ergebenen Seufzer die Hand aus.

„Ja?“

„Entschuldigen Sie die Störung, Sir. Ich habe da Tokio am anderen Ende. Mister Matsumoto“, meldet sich Gina.

Ihr italienischer Akzent ist auch nach über zehn Jahren in Amerika und diversen Fortbildungen noch nicht ganz verschwunden. Aber das macht nichts. Er färbt ihre Stimme warm und weich, sehr sympa-

thisch, wenn sie Englisch spricht. Eine gute Sekretärin. Die beste, die in ganz New York zu finden ist.

„Matsumoto...“, murmelt Jeremiah.

Augenblicklich werden die Kopfschmerzen wieder stärker, nimmt der stechende Schmerz in der Brust zu.

Der lukrative Auftrag eines weltweit operierenden Unternehmens, der neue Markt China, die Logistik-Sparte seines Firmenimperiums, sein geschäftlicher und gesellschaftlicher Ruf – all das steht auf dem Spiel.

„Ja, Sir. Soll ich verbinden?“

„Nein, danke. Sagen Sie, ich bin in einem Meeting. Er soll in zwei Stunden nochmal anrufen. Und sagen Sie bitte Fisher Bescheid, dass er alles vorbereitet.“

Fisher würde ihn nicht enttäuschen. Im Gegenteil, er würde endlich Beweise schaffen. Um eine Klage anhängig zu machen und das Pokerspiel um den Auftrag zu gewinnen. Diesmal muss es einfach klappen. Sie müssen wissen, was Matsumoto vorhat. Und ihn dann ausstechen. Ein für alle mal.

„Sehr wohl, Sir.“

„Danke, Gina.“

„Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Sir?“

„Nein. Vielen Dank.“

Es knackt im Lautsprecher. Das Gespräch ist beendet.

Jeremiah lehnt sich schwer atmend zurück und schließt für einen Moment lang die Augen. Wenn nur diese furchtbaren Kopfschmerzen endlich verschwinden würden. Und dieses unbarmherzige Schwindelgefühl, das ihm schwarze und weiße Flecken an den Rand seines Gesichtsfeldes zaubert.

Dazu dann – und das ist das Schlimmste – diese Schmerzen in den Armen und Beinen. Schmerzen, die nicht abreißen. Die in Wellen kommen und gehen. Und wiederkommen. Wie eine ungeheure Flut

aus Feuer. Bei jeder Bewegung, jedem Atemzug. Jetzt, wie um ihn in seiner Pein noch weiter zu quälen, die Atemnot. Und dazu noch das beklemmende Gefühl in der Brust, das ihn nun schon seit fünf Wochen immer wieder heimsucht.

Besonders schlimm ist es immer dann geworden, wenn er nachts wach gelegen und im Dunkeln Löcher an die Decke gestarrt hat. Schwarze Löcher, in denen er zu versinken droht. Dieses Gefühl, verschluckt zu werden. Das einsetzende Herzrasen.

Eine typische Panikattacke, hat der Arzt gesagt. Und ihn dann ans EKG angeschlossen, in die Röhre geschoben und eine ganze Reihe weiterer Tests mit ihm gemacht hat. Fast hat er gehofft, dass der Mann in Weiß etwas findet. Doch es ist alles in Ordnung gewesen.

„Sie sind überarbeitet“, hat der Spezialist, der beste Arzt der Stadt, gesagt und ihm auf die Schulter geklopft. „Machen Sie mal Urlaub. Und suchen Sie sich einen Psychiater, falls Sie noch keinen haben.“

Was für eine Unwissenheit. Hier haben doch selbst die Psychiater einen Psychiater. Jeder, der etwas auf sich hält oder angesehen ist, besucht mindestens einmal die Woche einen professionellen Seelendoktor. Auch wenn die nur selten helfen können.

„Matsumoto...“, murmelt Jeremiah vor sich hin und fährt sich mit der gespreizten Hand durch das schütterere graumelierte Haar. Bald ist nicht mehr viel übrig von seinem guten Aussehen, mit dem er früher die Frauen beeindruckt hat.

Doch jetzt fühlt er sich nicht einmal wie ein Schatten seiner selbst. Seine blauen Augen sind trübe geworden. Sein ehemals sportlicher Körper lässt ihn zunehmend im Stich.

Wer würde schon glauben, dass er – ausgerechnet er – in die Knie gezwungen ist. Er, der allen anderen voraus ist. Und jetzt hat es ihn doch noch erwischt. Aber anders, als er es befürchtet hat.

Seit über einem Jahr hat er sich Sorgen gemacht, dass man erneut in sein Anwesen in den Hamptons eindringen wird. Dass man weitere Stücke, unersetzbare Stücke, aus seiner Sammlung stehlen wird.

„Tsukasa Matsumoto“, kommt es als leises Knurren zwischen seinen Zähnen hervor.

Der kräftige, breitschultrige Asiate mit den stets scharf blickenden Augen spukt bereits seit einigen Tagen in seinen Alpträumen herum. Fisher hat bisher auch nichts herausfinden können. Zum ersten Mal hat er gründlich versagt. Er hat keine Spur, seit sie die Fährte verloren haben. Zum Glück hat es noch keinen neuen Versuch gegeben, in den Tresorraum einzudringen. Dorthin, wo die wahren Schätze seiner Sammlung lagern. Inklusiv des kleinen Schiffsmodells, das er vor kurzem bei *Sotheby's* einem englischen Sammler vor der Nase weggeschnappt hat. Dazu die Mappe mit den alten Zeitungsmeldungen, Zeichnungen und Briefen aus den Jahren 1799 bis 1805. Genau, was er gesucht hat. Um seine Sammlung über den größten Seeheld in der Geschichte der Seefahrt zu ergänzen.

Doch all das ist nun nicht mehr wichtig. Nicht, seitdem er vor zehn Minuten mit dem Spezialisten telefoniert hat. Der ihn mitten aus einem wichtigen Meeting herausgeklingelt hat. Maximal drei Jahre.

Auf dem langen Flur vor seinem Büro hat er erfahren, was er – um ehrlich zu sein – in seinen Alpträumen bereits befürchtet hat. Weshalb er viel investiert hat in die Forschung, sogar eine Stiftung gegründet hat. Der Grund dafür, dass er den unermüdlichen Fisher immer wieder ins Gefecht schickt. Um auf allerlei absonderliche Gegenstände zu bieten, historische Spuren zu finden und Legenden aufzuspüren. Und weswegen er seit Jahren einen Großteil seines Vermögens nur einem einzigen Ziel gewidmet hat: seine andere Sammlung, die besondere, zu vervollständigen.

\*\*\* Ende der Leseprobe \*\*\*

### ***Mehr von der Autorin?***

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es bei **Facebook**:

[www.facebook.com/feechristine.aks](http://www.facebook.com/feechristine.aks)

Leseprobe